

Der frühe Claessens und die bürgerliche Ordnung

Von Sigrun Anselm

Zusammenfassung: Dieter Claessens gehörte zu den ersten Soziologieprofessoren in der BRD, die nach dem Krieg studiert hatten. Nach Kriegserfahrung und Gefangenschaft beschäftigte ihn besonders in den ersten Jahren die Frage, welche Mechanismen die Gesellschaft innerlich strukturieren und stabilisieren. Orientiert an den Soziologen der 50er Jahre fand er in Status und Rolle seine organisierenden Kategorien. In seiner ersten großen Abhandlung untersucht er die sich wandelnde Struktur des Status, dessen Bedeutung in der Vermittlung von sozialen und individuellen Ansprüchen liegt, wobei er in der Technisierung von Arbeits- und Lebenswelt die zentrale Bedrohung der bindenden Kraft des Status erkennt. Dem Bindungsverlust stellt Claessens als Gegenbewegung die wachsende Rolle eines Primärstatus gegenüber. Immer schon vorhanden als natürliche Ausstattung der Subjekte emanzipiert sich dieser aus seiner sozialen Einbettung und wird zum zentralen Motor der Individuen im Kampf um soziale Anerkennung und gesellschaftlichen Aufstieg. Im Aufstiegsstreben der Subjekte glaubt Claessens das Motiv zu erkennen, das vor sozialer Anomie schützt. Die Aufsteigergesellschaft hält er sogar für egalitär, und doch ahnt er, wie hoch der Preis für diese soziale Stabilisierung ist. Sein Rettungsanker ist die bürgerliche Familie. Aus der Verbindung von Familie, Status und Aufstieg erhofft er sich eine befriedete Gesellschaft.

Die deutsche Soziologie der Nachkriegsjahre unterschied sich in ihrer mentalen Verfassung nicht von der Gesellschaft als Ganzer. Auch unter den Professoren gab es die Nazi-Mitläufer und folglich keine ernsthafte Debatte über die Verstrickung der Wissenschaft in den Nationalsozialismus. Gleichwohl stand die Wissenschaft vor der Aufgabe sich neu zu entwerfen. Es bot sich natürlich eine Vielfalt von Möglichkeiten an die Wissenschaft anzuknüpfen, die vor dem NS eine Rolle gespielt hatte; dazu kamen die Autoren, die emigriert waren und nun zurückkehrten, wie die Autoren der Kritischen Theorie. Viele blieben im Ausland und wurden bald in Deutschland neu rezipiert. Dieter Claessens war einer der ersten Professoren, die erst nach dem Krieg studiert hatten. Daher gehörte er zu keiner Gruppierung und wollte auch keiner Gruppe angehören. Er suchte keine Anknüpfungspunkte bei theoretischen Vorfahren und stellte sich bewusst in keine Tradition. Wie viele seiner Generation erhoffte er einen Neu-Anfang, politisch wie wissenschaftlich, unbelastet von jeglicher großen Theorie, die er meist im Verdacht hatte, ideologisch zu sein. In seinen Vorlesungen lückte er immer wieder mit Vergnügen wider den Stachel des großspurigen Denkens. Ihm ging es um das Hier und Jetzt, um das, was er „konkrete Soziologie“ nannte. Er wollte wissen, wie diese, unsere Gesellschaft funktioniert, genauer „Soziologie soll [...] als eine Wissenschaft von der Art und Weise (aufgefasst werden), in der die Gesellschaft ihren Bestand sichert, d.h. ihrer Erhaltung und die Erhaltung ihrer Güter“ (Claessens 1965: 56).

Er hatte in einer Gesellschaft gelebt, deren „Bestand“ vielfältigen Mächten der Zerstörung ausgesetzt war. Damit hat es wohl zu tun, dass er diesen einen Gesichtspunkt der Bestandsicherung in allen denkbaren Facetten durchgespielt hat. Er weiß abstrakt, dass die Demokratie die *conditio sine qua non* dafür ist, denn praktische Erfahrung mit einer demokratischen Gesellschaft hatte er nicht. So ist der frühe Text auch nicht als Plädoyer für die Demokratie konzipiert, vielmehr tritt der Autor den Beweis dafür an, dass die Demokratie fast zwangsläufig von der gesellschaftlichen Entwicklung hervorgebracht wird. Das moralische Plädoyer wäre für Claessens zu wenig, dem Wankelmut der Subjekte ausgeliefert. Ihm geht es um die Entwicklungslogik. Wie Hegel im preußischen Staat die historische Entwicklung an ihr Ende gekommen sieht, so mündet für Claessens die soziale Entwicklung in der Demokratie, und doch beschäftigt ihn auch die Möglichkeit des Scheiterns. Mit Gehlen und

Schelsky teilt er die Vorstellung, in einer nachideologischen Epoche zu leben, und er wollte begreifen, wie es der sich als Demokratie verstehenden Gesellschaft gelingen würde, ohne ideologischen Kitt auszukommen.

In seinen frühen soziologischen Texten entwirft Claessens eine Strukturtheorie, in der Status und Rolle die tragenden Instanzen sind. Beide Begriffe sollen zwischen den Subjekten und der Gesellschaft vermitteln, zwischen subjektiven und objektiven Ansprüchen. Sie ergänzen einander innerhalb einer Struktur, in der alle Scharniere beweglich sind, besser: relational. Claessens war Anhänger von Norbert Elias, der von Interdependenzketten sprach. Durch deren Zusammenwirken sollte ein Beziehungsgefüge entstehen, in dem die Subjekte den Gestaltungrahmen für ihr Denken und Handeln fanden. Nicht Zwang von außen, sondern Selbstzwang ist der Gesichtspunkt, der nach Elias das gesellschaftliche Verhältnis der Subjekte charakterisiert. Ohne ihn ist eine demokratische Gesellschaft nicht vorstellbar. Da es gleichwohl keine Gesellschaft ohne Zwang gibt, wird Claessens sich dafür interessieren, wie das Verhältnis von Innen und Außen zu denken ist. Er hat immer wieder betont, dass ihn Ordnungssysteme interessieren. Das Militär ist eines davon. Die alte Gesellschaft war das andere. Überschaubar mit ihrem Oben und Unten, funktionierend über Pflicht, Dienst und Gehorsam, soweit es gesellschaftlich relevantes Handeln betraf. Der Rest war subjektiv beliebig, bzw. bei den meisten in objektive Zwänge eingefügt. So lässt der Naturzwang bei den Bauern wenig subjektive Lebensplanung zu.

Die Gesellschaft nun, die Claessens vorfindet und die er begreifen möchte, zeigt ihre Funktionszusammenhänge nicht unmittelbar. Deshalb nennt er die Soziologie eine Entschleierungswissenschaft, die teilweise mit kriminalistischen Methoden arbeiten müsse, angespornt von der Annahme, dass das Ordnungsprinzip auch der heutigen Gesellschaft zu finden sein muss. Seine Vorgehensweise ergibt sich aus der Absicht, die Gesellschaft als positive Ganzheit zu erfassen. Er durchdringt seinen Gegenstand nicht, sondern wählt ein Modell, das die Entwicklungsdynamik der Gesellschaft abbilden soll.

Spätestens seit Marx wurde die Gesellschaft ohne die Rolle des Staates gedacht. Nachdem der Staat *de facto* im Nationalsozialismus die Gesellschaft fast zerstört hatte, taucht sie nun wie Phönix aus der Asche in der Nachkriegsgesellschaft wieder auf. Und die Soziologen bestehen darauf, Gesellschaft ohne Ökonomie, ohne Psychologie und ohne Staat denken zu können. Luhmann hält sich an die Institutionen, das ist Claessens schon zu viel Festlegung, dem Spiel der gesellschaftlichen Kräfte entzogen. Ihm geht es um die Bewegung zwischen subjektiven und objektiven Faktoren, die das Handeln bestimmen. In den 50er Jahren, als Claessens seine ersten Texte schrieb, war das soziologische Denken in der BRD meist philosophisch oder sozialgeschichtlich orientiert, neu war der soziologische Blick auf das menschliche Handeln als soziale Aktion. Dabei interessierte ihn nicht die persönliche Motivation, sei sie religiös, sei sie politisch, sondern der Gehalt und die Funktion, wie sie sich im gesellschaftlichen Kontext darstellen. Er besteht also darauf, dass kein Handlungsmotiv existiert, das nicht gesellschaftlich geprägt ist, legt zugleich jedoch großen Wert darauf, dem Subjektiven theoretisch wie praktisch Raum zu geben. Gehlen, zu dessen Schülern Claessens im weiteren Sinne gehört, hatte in seinen letzten Texten seinen Abscheu gegen die „freiflottierende Subjektivität“ zu Papier gebracht. Claessens dagegen will dem Subjekt gerecht werden, gerade weil er wie Gehlen die Macht der Institutionen kennt. Er schließt sich hier wohl den Amerikanern an, die begrifflich im Spannungsfeld Anpassung und Abweichung denken, ohne dass er direkt zu dem damals beliebten Thema Anpassung und Abweichung etwas beigetragen hätte. Er bleibt genereller und macht die theoretische Annahme stark, dass die Sozialisierung des Subjekts eine Einpassung in die Gesellschaft ist. Dass diese Einpassung auch Widerstand hervorruft, konzidiert er problemlos, ja fast mit Sympathie. Er weiß, dass der Selbstzwang nicht ohne Schmerzen zu haben ist, da die Verin-

nerlichkeit nur anhand einer vorgegebenen Ordnung gelingen kann. Und er wird sich über die Ordnung Gedanken machen, die es den Subjekten erlaubt, früher wie heute, durch alle Konflikte hindurch in Übereinstimmung mit ihr zu leben.

Claessens hat nie zu den radikalen Gesellschaftskritikern gehört, gerade in seinen theoretischen Bemühungen nicht, wohl aber in seinen staatsbürgerlichen Überlegungen. So erinnere ich mich, wie er in einer studentischen Vollversammlung der Studentenbewegung seine Sympathie bekundet hat. Auch saß er mit Herbert Marcuse auf dem Podium, wo über Demokratie und Revolution diskutiert wurde, auch wenn er Marcuse skeptisch gegenüberstand. Er hatte am Krieg teilgenommen, sah in der Nachkriegszeit, dass kein wirklicher Neuanfang stattgefunden hatte und hoffte auf die Entwicklung einer funktionierenden Demokratie. Gehlen und Schelsky waren zwar die Stichortgeber für Claessens Suche nach einem theoretischen Bezugspunkt, auch die Amerikaner kamen dazu, die damals in Deutschland den größten Einfluss hatten. Aber Claessens hält Abstand, sein Interesse geht in eine andere Richtung. Das gilt umso mehr für den Marxismus, der die Sozialwissenschaften zunehmend geprägt hat. In vielen Randbemerkungen spürt man seine Faszination an der Theorie von Marx, doch er traut ihr nicht zu, die Probleme der realen, existierenden Gesellschaften zu lösen oder nur zu begreifen. Wenn er der Gesellschaft seiner Zeit nahe kommen will, muss er Begriffe wählen, die das Selbstverständnis der Gesellschaft und ihre innere Dynamik thematisieren. Dem formalen Demokratiebegriff entsprechen daher formale Begriffe wie etwa Rolle und Status. Fast könnte man sagen, dass er mit diesen Begriffen zwar nicht die strukturellen Konflikte der Gesellschaft erfasst, sehr wohl aber die Widersprüche benennen kann, in die die Subjekte verstrickt sind und in deren Gefolge soziale Verwerfungen möglich sind. Deren mögliche Ursachen werden von der Theorie nicht erfasst, da sie einen anderen theoretischen Bezugsrahmen erfordern würden.

Status und Rolle als Sachverhalt gab es seit eh und je, was macht sie zu analytischen Kategorien einer modernen Soziologie? In der alten Gesellschaft hat sich niemand gewundert, dass die Menschen in das soziale Leben hineingepasst haben, das von ihnen erwartet wurde, Rolle und Status hatten solch eine objektive Selbstverständlichkeit, dass die Subjektivität der Individuen fast nebensächlich wurde. Selbst die Initiationsriten, die dann für die Theorie des Statuserwerbs so wichtig wurden, wurden nicht unter dem Blick der Funktion betrachtet. Erst mit dem radikalen sozialen Wandel in der 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts fing die Soziologie an, nach dem zu fragen, was einst selbstverständlich war, in der Überzeugung, damit dem Wandel selbst auf die Spur zu kommen. Dabei zerrönnen ihr sämtliche konkreten Begriffe in den Fingern, weil diese historisch bestimmt waren. Sie wollte nicht die Klassengesellschaft, die Ständegesellschaft, nicht die Rolle von Sklaven, Angestellten, Generationen und Geschlechtern, nicht die Antagonismen der Gesellschaft, sondern Gesellschaft pur, also die Strukturen und Mechanismen, die den unterschiedlichsten sozialen Formationen zugrunde lagen.

Angesichts der sozialen Umbrüche der Kriegs- und Nachkriegsjahre hatten auch die bürgerlichen Ideologien ihr Fundament eingebüßt. Daher stand die Frage nach den Grundlagen nicht nur der Gesellschaft, sondern auch der möglichen Theorien im Raum. Und man war umso eher bereit, das soziale Geschehen den Historikern zu überlassen, als es zu Anfang kaum möglich war, die gesellschaftlichen Bedingungen des Nationalsozialismus zu sehen und zu analysieren. Empirische Untersuchungen über seine Folgen und geschichtsphilosophische Betrachtungen zur Posthistaire waren nicht dazu angetan, das historische Subjekt beim Namen zu nennen. Es schien sich jeder Analyse zu sperren, und so hoffte man auf einen neuen kategorialen Rahmen, der die Funktionen der Gesellschaft erfasst, durch alle historischen Katastrophen hindurch. Nachdem so alles historisch Konkrete beiseitegeschoben

ben war, blieben Status und Rolle als soziologische Kategorien übrig, die Gesellschaft schlechthin untersuchbar machen sollten.

In den 50er und 60er Jahren stand der Rollen- mehr noch als der Statusbegriff im Zentrum des soziologischen Denkens. In den USA schon in den 30er Jahren von Mead und Linton entwickelt, schien er in den Nachkriegsjahren das angemessene analytische Instrument für eine moderne, nicht mehr korporatistisch gegliederte Gesellschaft zu sein. In seinem Buch über „Rolle und Macht“ hat Claessens sich mit der Literatur zum Rollenbegriff auseinandergesetzt. Seine erste große Untersuchung gilt jedoch dem Status. Anders als der Rollenbegriff, der soziale Erwartungen mit individuellen Kompetenzen verknüpft, hat es der Status immer mit sozialen Hierarchien und dem gesellschaftlichen Wertesystem zu tun. Zu seiner inneren Dynamik gehört das Bedürfnis nach Anerkennung, das über soziale Zuschreibungen bedient wird. Schelsky hatte gerade damals, als Claessens der Statusfrage nachging, von der nivellierten Mittelstandsgesellschaft gesprochen. Claessens eignet sich Schelskys Mittelstandsthese an, der zufolge Status als Distinktionsmittel keine bedeutende Rolle mehr spielt. Er sieht im Statusverlust ein Indiz für die Entwicklungstendenzen unserer Gesellschaft. Da er jedoch an der Annahme festhält, dass die Subjekte der sozialen Positionierung und Identifizierung mit der Gesellschaft nicht entbehren können, wird die Status-Frage zum Zünglein an der Waage, ob der Gesellschaft ihre innere Balance gelingt oder nicht.

In einem frühen Referat, das Eingang in die Dissertation (Claessens 1965) gefunden hat, befasst sich Claessens mit einem Fall aus der Kulturanthropologie, der die soziale Reichweite des Status-Problems illustriert. Der kleine Text geht über den „Sun-Chief“, einen Hopi-Indianer-Häuptling. Zu den Motiven, die Claessens als Grund für seine Wahl des Soziologiestudiums nennt, gehört die „Statusinkongruenz“, mit der er schon in seiner Familie Bekanntschaft gemacht hatte. Dabei geht es um objektive Faktoren, die mütterliche und die väterliche Herkunftsfamilie passen nicht so recht zusammen. Hier nun geht es um ein Beispiel von subjektiver Überschreitung der mit dem Status gegebenen Handlungsmöglichkeiten. Also auch Inkongruenz, doch eine, die innerhalb einer Person liegt. Da hatte also Don, der Sun-chief, seinen Stiefsohn geschlagen, eine Tat, die er aus vielen Gründen nie und nimmer hätte begehen dürfen, und die ihn unter ungünstigeren Umständen seinen Status hätte kosten können. Dann wäre er des Todes gewesen. Der Sohn hatte nicht gehorcht, der Vater hat ihm Schläge angedroht, woraufhin der Sohn antwortet: Gut, töte mich, und lass es dann gut sein. Das führt den empörten Vater dazu, den Sohn nun wirklich zu schlagen, und damit um ein Haar eine Katastrophe heraufzubeschwören. Wie löst er das Problem?

„Don setzt seine ganze Persönlichkeit zur Manipulation der Situation ein: noch in der Nachwirkung der blitzartigen Erkenntnis, was er mit dem Schlagen seines Sohnes heraufbeschworen hatte, kommen ihm die Worte: Mein Sohn, Du tötest mich!“ (Claessens 1965: 100)

Das ist die Peripetie des Dramas; nun wird das gesamte Netzwerk von Freunden, Onkeln und Tanten in Bewegung gesetzt, der eine spricht mit dem nächsten und schließlich auch mit dem Sohn, und am Ende geht Don aus dem Konflikt mit einem gestärkten Selbstbewusstsein hervor, aber nicht mit einem neuen Status.

Claessens spricht von einem gestörten Equilibrium, das am Ende wieder ins Lot kommt. Ein Begriff, der das Gesellschaftsmodell charakterisiert. Da es sich um eine soziale Gruppe handelt, die in einem hochdifferenzierten System von Positionen, Rollen und Kompetenzverteilungen organisiert ist, in dem jeder Einzelne seinen Platz und seine Funktion hat, müssen alle daran ein Interesse haben, das Gleichgewicht der Gruppe zu erhalten. Einerseits ist Don gefangen in einem lückenlosen System, das ihn in der Gestalt von Funktions- oder Positionsträgern umgibt, die alle auf ihre Weise das Ganze verkörpern. Andererseits hat er für seinen Rehabilitationsversuch relativ klare Handlungsvorgaben, nachdem ihm der kleine Manipulationsversuch gelungen war. Damit er aber gelingen konnte, brachte Don einen per-

söhnlichen Vorteil mit, seinen hohen Primärstatus:¹ Größe, Kraft, Ausdauer, die ihm immer schon Anerkennung eingetragen haben. Ein sozialer Vorteil konnte ihm in dieser Gesellschaft nicht daraus erwachsen, denn sein Ziel konnte nur sein, das Equilibrium wieder zu erneuern. Doch allein die Tatsache, dass selbst in einer derart geschlossenen Gesellschaft Manipulation innerhalb des gegebenen Rahmens funktioniert, das öffnet den Blick auf die Rolle der Manipulation in einer offenen Gesellschaft. Im Falle von Don werden alle Kräfte und Beziehungen in die Waagschale geworfen für den Statuserhalt, in unserer Gesellschaft geht es immer um Statuserhöhung.

Die Geschichte von Don ist die einzige Falldarstellung des Buches. Da es sich um eine geschlossene Gesellschaft von überschaubarer Größe handelt, kann Claessens das ganze soziale Beziehungsgeflecht darlegen, in das der Status des Protagonisten eingebettet ist und dadurch demonstrieren, dass der Lebensrahmen eines Menschen durch seinen Status bestimmt ist. In der vorindustriellen Gesellschaft hatten die Menschen einen sozialen Ort, dessen Imperative sie als die eigenen wahrnahmen, und aus dieser Tatsache, die objektive Forderung als subjektiven Anspruch zu begreifen, ergibt sich, was die Soziologie Status nennt.

Im Status sind Subjektives und Objektives vermittelt, Claessens betont immer wieder, dass sie im Status zur Deckung kommen. Da ihm die Frage am Herzen liegt, was die Menschen dazu bringt, im Einklang mit ihrer Gesellschaft zu leben – ja, man spürt, wie wichtig es ihm ist, dass sie es tun – sucht er nach dem Mechanismus, der ihm als Garant gesellschaftlicher Ordnung erscheint, weil die Subjekte in ihm das erkennen, was sie sind und sein sollen. In Sachen Status werden Sein und Sollen identisch, das gibt dem Status seine soziale und seine analytische Bedeutung. Der Begriff betont, dass es sich hier um ein soziales Produkt handelt, das seine Eigenheit oder Besonderheit nicht aus der Psyche bezieht, die letztlich als anthropologische Ausstattung des Menschen immer die gleiche sein muss, sondern aus der Gesellschaft. Der Begriff kümmert sich von daher auch nicht darum, wie viel Zwang und wie viel Freiheit mit verschiedenen Status verbunden sind, im Gegenteil. Da Zwänge und Freiheiten in der Gesellschaft ungleich verteilt sind, muss sich diese Tatsache natürlich auch in den unterschiedlichen Status niederschlagen. Das ändert nicht, dass in allen Fällen von Status gesprochen werden kann, bzw. muss, da das Gesamt der Statusträger erst die Gesellschaft ausmacht.

Anhand eines formalen Modells der Gesellschaft von der Zweiergruppe bis zur differenzierten Großgruppe, also unserer Gesellschaft, zeigt Claessens die Entfaltung des Status, wie er die Differenzierung der Gesellschaft spiegelt. Es ist ein Modell, das für alle Gesellschaften zu allen Zeiten Gültigkeit beansprucht. Wesentlich darin die Unterscheidung von Hand- und Kopfarbeit, die Entlastung einer größeren oder kleineren Gruppe zugunsten gesellschaftlicher Leitungsfunktionen. Und von dort ist der Weg in eine Gesellschaft mit unterschiedlichen Machtpositionen vorgezeichnet. Den Machtverhältnissen, Positionen, Funktionen und Rollen entspricht auf der Seite der Subjekte ein alle Gesellschaftsmitglieder definierendes Netz von Status. Könnte man diese positiv erfassen, man hätte *in nuce* das Ordnungsmodell der Gesellschaft vor Augen. Jedoch kann man es nicht und man braucht es auch nicht. Dem Soziologen kommt es darauf an, darzulegen, dass der Zusammenhalt der Gesell-

¹ Seinen Formulierungen zufolge hat Claessens den Begriff selbst geprägt. Er wird in mehreren Texten erwähnt, doch immer nur im Sinne einer Definition, nie mehr als soziologischer Begriff. Eine genaue Definition: „Der aus der unterschiedlichen körperlichen Ausstattung heraus resultierende ‚Primärstatus‘ umfasst diejenigen individuellen Merkmale [...], die durch Milieueinwirkungen nicht entscheidend modifizierbar sind. Selbstverständlich gehören an erster Stelle hierzu die anatomische Zugehörigkeit zu einem der beiden Geschlechter, aber damit in Konkurrenz die körperliche Größe, Kraft, das Reaktionsvermögen, diejenige kreative Findigkeit, die nicht unmittelbar erlernbar ist.“ (Claessens 1993: 82).

schaft über das System der Status garantiert wird. Nun gibt es zwei Punkte, die das Räderwerk von Funktion und Status konterkarieren können: zum einen ist es der Primärstatus, den jedes Subjekt in seiner Subjektivität hat, unabhängig von Zeit und Gesellschaft, und zum zweiten ein historischer Umbruch, der das Statussystem langfristig unterläuft; es ist die Technik.

Claessens geht es um die sozialen Folgen der Technik. Die Differenz von Hand- und Kopfarbeit schrumpft durch das Verschwinden der körperlichen Schwerstarbeit, die es dem Arbeiter nicht gestattet hatte, sich an sozialen Entscheidungsprozessen zu beteiligen. Während die Arbeit, die Arbeiter verrichten, weniger wird, wird die Arbeit der Mittelschicht technischer. Zugleich differenziert sich die Arbeitswelt. Claessens schwankt, wie er die Rolle der Technik bestimmen soll. Soweit sie egalisiert – über die Arbeitswelt –, muss man ihr Potential nutzen, doch zugleich setzt sie eine Entwicklung in Gang, in der die sozialen Imperative externalisiert werden und so der Integrationsleistung der Subjekte nicht mehr bedürfen. Darin liegt eine Gefahr für den Zusammenhalt der Gesellschaft, doch bringt sie auch soziale Fortschritte mit sich. Ohne es explizit auszusprechen, gibt Claessens viele Hinweise darauf, dass die Egalisierung der Gesellschaft, Voraussetzung einer funktionierenden Demokratie, sich über den technischen Wandel der Arbeitswelt vollzieht.

Mit der These zur Rolle der Technik wird klar, warum Claessens dem Primärstatus ein so großes Gewicht gibt. Die Technik ändert die Rolle, die der Status im sozialen Gefüge einnimmt. Claessens ist wohl der Einzige, der die Frage aufwirft, wie die Technik die gesellschaftlichen Beziehungen der Subjekte tangiert. Nicht das Verhältnis des Einzelnen zur Technik steht hier zur Debatte, sondern die Folgen für die sozialen Beziehungsstrukturen. Das gesellschaftliche Verhältnis, das dem Status inhärent ist, büßt an Substanz ein, und die Fähigkeit des Status, das Subjekt sozial zu verorten, schwindet. Als Folge davon tritt der Primärstatus, der dem sozialen Status des einzelnen Gewicht und Farbe gibt, anders in Erscheinung. Primärstatus meint natürliche wie erworbene Attribute und Fähigkeiten, die dem sozialen Status untergeordnet und dienstbar gemacht werden müssen, jedoch immer dazu verführen können, gerade im Falle eines mächtigen Primärstatus die ihm qua Status gesetzten Grenzen zu sprengen. Soziales Gewicht bekommt diese Möglichkeit in der Moderne, in der Subjektivität den Anspruch erhebt, repräsentativ zu sein, wie etwa in der Kunst. Problematischer, wenn die Konkurrenz zwischen den Subjekten im Medium eines hochgezüchteten Primärstatus stattfindet. Claessens führt dafür neben den Künstlern Sportler und Prostituierte an, doch mittlerweile dringt das Modell in viele andere Bereiche ein, man siehe die Rolle der Sportler an den amerikanischen Universitäten.

Die fragwürdige Emanzipation des Primärstatus aus den Fängen einer traditionellen Gesellschaft wäre kaum ohne die Entwicklung der Technik denkbar. Nicht nur die Arbeitswelt ändert sich durch die Technik, sondern das gesamte öffentliche Leben. Gehörte zu der statusdominierten Gesellschaft die Internalisierung der gesellschaftlichen Imperative und die Identifikation mit der Gesellschaft, die dem Einzelnen den Status verleiht, so bringt die Technik eine Externalisierung der sozialen Kontrollen in dem Maße mit sich, wie die objektiven Leitsysteme an Bedeutung zunehmen und nicht mehr internalisiert werden. Die Kongruenz von individuellem und gesellschaftlichem Interesse geht dabei verloren und damit eben auch der Status als integraler Bestandteil eines gesellschaftlichen Gesamtstatus. Und es sieht so aus, als ob die modernen gesellschaftlichen Bedingungen dem Status den Boden unter den Füßen wegziehen. Doch die Tatsache, dass der Primärstatus in der seelischen Ökonomie ein solches Gewicht bekommen hat, zeigt, dass es ein Bedürfnis nach Anerkennung des eigenen Status gibt. Wie aktuell das Thema nach wie vor ist, zeigt Bourdieu in seiner Untersuchung der ‚Feinen Unterschiede‘. Ob der durch die Unterschiede demonstrierte Status mit der herkömmlichen Vorstellung von Status vergleichbar ist, muss offen bleiben.

Der Prozess, den Claessens beschreibt und dessen vorläufiges Ende er *expressis verbis* vor sich sieht, beginnt mit der Entstehung des Bürgertums. Das Dilemma, in dem sich das Bürgertum seither befindet, wurde oft genug beschrieben. Hervorgegangen aus einem Abschmelzen von Oberschicht wie Unterschicht, die ehedem einen klaren Status innehatten, bilden die Bürger die gesellschaftliche Mitte; der Einordnung in eine soziale Hierarchie müssen sie entbehren. Claessens pointiert, wie dieses Dilemma für den einzelnen Bürger aussieht: nicht mehr zwischen Klassen und Schichten, sondern innerhalb der Gruppen kommt es zum Statuskampf. Mangels fester objektiver Kriterien tritt nun der Primärstatus in den Vordergrund, der mit der sozialen Energie besetzt wird, die zuvor der sozialen Rolle zukam. Da die Gesellschaft nicht ohne Hierarchien auskommt, können die Besitzer eines hohen Primärstatus die soziale Anerkennung auf sich ziehen, die zuvor dem hohen sozialen Status zukam. Das Gleiche gilt für die Statusattribute. Die Wertschätzung des „social appeal“ wandert nun, so Claessens sarkastisch, zum „Sexappeal“.

Hier stellt sich die Frage, was den Status ersetzen kann, da er ein notwendiges Korrelat der Gesellschaft war und ist, denn der Primärstatus, „mehr gesellschaftsfeindlich als -erhaltend“ (Claessens 1965: 138), kann es also nicht sein. Hier bietet sich eine Vielzahl kleinerer Möglichkeiten, zu einem Teil-Status zu gelangen. Alle Gruppen, denen der Einzelne angehört, ob beruflich, sportlich, kirchlich, verschaffen dem Einzelnen einen Status, Teil-Status eben, wenn man das Ganze im Auge hat. Auch Initiationsriten finden sich, wenn auch nur hier und da, ganz herausragend in Jugendgruppen. Nun sieht Claessens trotz des Zerfalls einer durch Status erworbenen Identität eine Entwicklung, die früher auch zum Zerfall der Gesellschaft geführt hätte, die Gesellschaft auf „neue Weise abgesichert“ durch die technische Externalisierung der gesellschaftlichen Kontrolle. Der Bestand der Gesellschaft ist also gewährleistet. Das ist das vorläufige Resümee zum Statusproblem, vorläufig, da die Kritik an der Rolle des Primärstatus nicht das letzte Wort einer soziologischen Analyse sein kann, die an der Positivität des Ganzen festhält.

In einem kleinen Text, *Heraustreten aus der Masse*, 30 Jahr später verfasst, greift Claessens das Thema Primärstatus wieder auf, ohne aber das Wort noch zu benutzen. Nicht, dass er sich den Massentheoretikern angeschlossen hätte, es geht nicht um die Masse, auch nicht darum, wie sie sich demjenigen gegenüber verhält, der heraustritt. Es geht um den Einzelnen, dessen Heraustreten jetzt als kulturelle Leistung betrachtet wird. Es geht um die neuzeitlichen und modernen Versionen des Häuptlings Don. Nun wird Claessens sagen, dass die gesellschaftliche Entwicklung seit dem Mittelalter von Personen vorangetrieben wurde, die den vorgefundenen Lebensrahmen durchbrochen haben, von den Erfindern, den Bastlern, den Mutigen, von all denen, die sich mit den Grenzen, also besonders auch den Statusgrenzen, nicht abgegeben haben. Auch die Randfiguren sind gemeint, aber es geht nicht um sie. „Nur das Ausbrechen aus einengenden Verhältnissen, (ob bürgerlich, ob feudal, ob bürgerlich), setzt bewegende Qualifikationen frei“ (Claessens 1989: 103). Es sind die Phantasiereichen und Mutigen, die sich im Konkurrenzkampf beweisen und zu „Motoren der Gesellschaft“ werden. „Ziehen wir die Evolution dieses Modells zusammen, so ergibt sich eine bürgerlich betonte Welt in einem Aufbau“, den kein Klassen- oder Schichtbegriff erfasst. An vielen Orten kreist Claessens die Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft ein, deren innere Balance so brüchig war und ist. Hier geht es um eine neu gefasste Struktur von Eliten, um die Ehrgeizigen und Erfolgcreichen auf allen Ebenen der sozialen Stufenleiter. Darin steckt eine indirekte Kritik an der herkömmlichen Elitenforschung, daran, dass diese übersieht, dass von den etablierten Eliten keine gesellschaftliche Entwicklung ausgeht, weil gerade sie, so könnte man einfügen, ihren Status mit Zähnen und Klauen verteidigt hat. Claessens hat eine andere Elite im Sinn:

„Der vorhandene oder in Europa in Gang gesetzte und freigesetzte Ehrgeiz der sich stärker führenden Menschen bringt Unruhe in die Gesellschaft, drängt der Ehrgeiz in die Schaltstellen der

Macht [...]. Unter diesem Gesichtspunkt ist die Erhaltung einer möglichst hohen vertikalen Mobilität mit jeweils horizontalen Ausweichstellen (Aufstieg und Ausbreitung in interessanten Feldern) von vermutlich strategischer Bedeutung für die Erhaltung der Demokratie.“ (Claessens 1989: 105)

Beim Lesen dieses Textes spürt man Claessens Begeisterung für die Neuerer, für die Lebendigen und Produktiven, die Positiven in einem emphatischen Sinn. Gerade wenn man sich von dieser Begeisterung ergreifen lässt, ist es verblüffend, wie Claessens dann den Bogen zu seiner großen Frage schlägt, die schon im Statusbuch federführend war, wie nämlich die Gesellschaft ihren Bestand sichert. Da diese neuen Eliten der Gesellschaft Leben einhauchen sollen, stellt sich die Frage nach ihrem Ort und ihrer Funktion. Claessens übersieht nicht, dass das Dilemma der bürgerlichen Gesellschaft sich gerade in ihren heutigen Protagonisten wiederfindet: Ehrgeiz und Konkurrenz auf der einen Seite, Statusdenken, das einen gesellschaftlichen Rahmen verlangt, auf der anderen. Die statuszentrierte Gesellschaft war mit Sanktionsgewalt ausgestattet. Classens sieht auch, wie viel sozialer Druck nötig war – wie gewalttätig Initiativriten sein konnten, betont er selbst –, um die Einzelnen an das Ganze zu binden. Wenn dann zu den Bedürfnissen des Primärstatus gesellschaftliche Widersprüche hinzutreten, wie er sie konstatiert, verliert der Status seinen Bezugsrahmen. Claessens sieht das Problem durch die Aufstiegsgesellschaft gelöst, zumal er glaubt, dass Kreativität und Produktivität immer von unten kommen. Im Aufstiegsbedürfnis verbirgt sich die Statusaspiration, die weitaus ehrgeiziger ist als das herkömmliche Statusstreben. Ähnlich wie Schelsky in seinem Familienbuch hatte Claessens in seiner frühen Studie das Statusstreben als Versuch gedeutet, die „Irrealität des Sozialbewußtseins“ (Schelsky 1955: 217) in den Nachkriegsjahren durch Aufstieg zu überwinden. Nun, in dem späteren Text, entstammen die Aufsteiger einer Schicht ohne Statusaspirationen und ihr Aufstieg lässt die Beziehung von Status und Rolle hinter sich (Claessens 1968: 51), an deren Stelle tritt die Funktion, mit der Status wie Rolle verschmelzen. Die Anerkennung, die der erfolgreiche Aufsteiger genießt, gilt einer von Claessens jetzt ganz und gar positiv bewerteten Position, die dem Primärstatus gleicht. Nach Claessens gehört Anerkennung durch Aufstieg schon in die Anfänge der bürgerlichen Gesellschaft im Mittelalter. Doch erst in der modernen demokratischen Gesellschaft wird der Aufstieg zur zentralen Lösung des Statusproblems, auf die Claessens ganz offensichtlich seine Hoffnungen setzt.

Anerkennung ist bekanntlich ein großer philosophischer Topos. Claessens ist es gelungen, das Thema in den Koordinaten der Soziologie zu formulieren. Dabei ahnt man den philosophischen Hintergrund. Wenn er das Bürgertum, das bis heute nicht aus dem Anerkennungskonflikt herausgekommen ist, als Vermittlerschicht bezeichnet, die sich von der Arbeitslast der Unterschicht befreien konnte, ohne den Status der Oberschicht zu erringen, klingt das wie ein moderner Versuch zur Lösung des Herr-Knecht-Modells. Claessens redet immer pauschal vom Bürgertum, obwohl er aus eigener Familie weiß, wie erbittert der Kampf zwischen Kleinbürgern, altem Bürgertum, Neureichen etc. gerade auch um den gesellschaftlichen Status gewesen ist. Daher wurde die Idee einer Mittelstandsgesellschaft, wie Schelsky sie in den Nachkriegsjahren propagiert hat, von vielen begrüßt. Sie hatte eine Entlastungsfunktion. Die innerbürgerlichen Konkurrenzkämpfe schienen überwunden, weil alle das gleiche Schicksal des Statusverlusts ereilt hatte. Mit dem Wiederaufbau begann die Gesellschaft erneut sich zu differenzieren. Die alten, zurückgekehrten Statusaspirationen fanden zunächst jedoch geringe Resonanz. Die Aufsteigergesellschaft der Nachkriegsjahre ging von egalitären Bedingungen aus. Denjenigen jedoch, der mutig war und sich mühete, belohnte sie mit einem Mehr an Geld, Macht und Einfluss. Und das ging über den herkömmlichen Status weit hinaus.

Ob Claessens je an der Chancengleichheit gezweifelt hat, bleibt fraglich, obwohl auch zu seiner Zeit deren Glaubwürdigkeit schon gering war. Wichtiger für ihn war, dass die Ideolo-

gie der Aufsteigergesellschaft in den Nachkriegsjahrzehnten viel zum Bestand der Gesellschaft beigetragen hat.

Durchdenkt man den Text vom Ende her und von heute aus, dann erkennt man in all den Widersprüchen, dem Auseinanderlaufen von Rationalität und Projektion, von subjektiven und objektiven Leitlinien, wie Claessens sie darstellt, Konfliktpositionen, die im Laufe der letzten 200 Jahre in immer anders konstellierten Widersprüchen zum Ausdruck kommen, die von keiner sichtbaren und keiner unsichtbaren Hand zu regeln sind. Claessens hatte, wie mir scheint, das Bürgertum im Auge, das dem NS zugesprochen hatte – er spricht von der versuchten Rückkehr in eine Initiationsgesellschaft. Offenbar geht er davon aus, dass die zunehmende Differenzierung und Externalisierung des gesellschaftlichen Imperativs den projektiven Systemen das Wasser abgräbt, eine Entwicklung, die, wie Claessens glaubt, auch den NS auf kurz oder lang besiegt hätte. Obwohl die Widersprüche bleiben und Claessens davon ausgeht, dass die Ideologien, das projektive System, mit der Veralltäglichung und technischen Differenzierung der objektiven Leitsysteme ihre Funktion einbüßen, hält er doch an der Annahme fest, dass der Anspruch der Subjekte, der in den Ideologien wie im Statusdenken gleichermaßen zur Geltung kommt, nämlich einem positiven Ganzen anzugehören, fortbesteht. Fast sieht es so aus, als hätte Claessens die Sehnsucht der Bürgers nach dem Ursprung für bare Münze genommen, denn er konstruiert die Anfänge des einfachsten Statusmodells wie andere den Urkommunismus. Und trotzdem: so formal sein Modell ist, er sieht etwas, was in dieser Klarheit niemand vor ihm formuliert hat, dass es nicht nur um Abstiegsängste und Aufstiegsbedürfnisse geht, sondern um die Hoffnung nach einem sozialen Ort, an dem der Einzelne weder dem eigenen Primärstatus ausgeliefert ist noch dem eines anderen.

Das Vorbild für dieses, sein Balance-Modell findet Claessens im Bildungsbürgertum, das er halb kritisch, halb idealisierend als Inkarnation des Bürgertums beschreibt (Claessens 1968: 161).² Daher kann er den Wandel der bürgerlichen Gesellschaft an der sich wandelnden Rolle des Bildungsbürgertums darstellen. Ob Status, ob Rolle, ob Herrschaft und Macht: Claessens fragt nach deren Entwicklung und Verwandlung in der Geschichte des Bürgertums. Die aktuelle Debatte zur bürgerlichen Gesellschaft macht andere analytische Schnitte als Claessens. Meist betrachtet sie Facetten gesellschaftlichen Lebens und hebt hervor, was das Bürgerliche daran ist (Budde / Conze / Rauh 2010). Mit Claessens Themen berührt sich das nicht, weder bestätigt es, noch widerlegt es sie. Dabei könnten sie anregend sein. Sein Buch zum *Kapitalismus als Kultur* (Claessens / Claessens 1979), das eine Theorie zum Bürgertum enthält, imponiert durch seinen kritischen Blick, der den neueren Debatten fast gänzlich fehlt.³

2 Claessens hebt dort die protestantische Pfarrersfamilie hervor, wie er es in seinen Vorlesungen auch immer erneut getan hat.

3 Eine Apologie der Bürgerlichkeit findet sich bei Jens Hacke (2006: insb. 307). Auch Paul Nolte nimmt die „Bürgergesellschaft“ als positiven Bezugspunkt seines Denkens, z.B. Religion und Bürgergesellschaft (2009).

Literatur

- Budde, Gunilla / Eckhart Conze / Cornelia Rauh (2010): Bürgertum nach dem bürgerlichen Zeitalter. Leitbilder und Praxis seit 1945, Göttingen.
- Claessens, Dieter (1965): Status als entwicklungssoziologischer Begriff., Dortmund (Berlin: Dissertation von 1956).
- Claessens, Dieter (1968): Grundfragen der Soziologie, Band 6: Rolle und Macht, Weinheim – München.
- Claessens, Dieter (1989): Heraustreten aus der Masse, in: Ästhetik&Kommunikation 70/71 / 18, S. 97-106.
- Claessens, Dieter (1993): Das Konkrete und das Abstrakte. Soziologische Skizzen zur Anthropologie, Frankfurt / Main.
- Claessens, Dieter / Karin Claessens (1979): Kapitalismus als Kultur. Entstehung und Grundlagen der bürgerlichen Gesellschaft, Frankfurt / Main.
- Hacke, Jens (2006): Philosophie der Bürgerlichkeit. Die liberalkonservative Begründung der Bundesrepublik, Göttingen.
- Nolte, Paul (2009): Religion und Bürgergesellschaft. Brauchen wir einen religionsfreundlichen Staat?, Berlin.
- Schelsky, Helmut (1955): Wandlungen der deutschen Familie in der Gegenwart, Stuttgart.

Sigrun Anselm
Freie Universität Berlin
Institut für Soziologie
Garystraße 55
14195 Berlin
sigan@zedat.fu-berlin.de